DIE SPRACHE ALS AUSDRUCK UND MITTEILUNG.*

ES HAT gewiss schon ein Jeder von uns die Beobachtung gemacht—wenn nicht an sich, so doch an anderen Personen, —dass der Mensch unter verschiedenen Verhältnissen mehr oder minder verschieden spricht. Je nach den Umständen gebrauchen wir für dieselben Gedanken und Gefühle bald diesen, bald jenen Ausdruck und selbst die alltäglichsten Dinge und die klarsten Begriffe benennen wir bald so bald anders.

Der Mann nennt seine Frau bei ihrem Vornamen, wenn er zu ihr allein spricht, und unter Umständen gebraucht er wohl eine intimere Koseform; in Gegenwart seiner Kinder aber nennt er sie Mama, zu Freunden spricht er von ihr als seiner Frau, und Fremden stellt er sie vor als Frau so und so.

Der Pfarrer auf der Kanzel sagt; "verily, verily, I say unto you;" Im Privatverkehr aber heisst es; "indeed, Sir, I tell you." Sein Pfarrkind sagt zu ihm; "I was unable to attend the meeting last night;" sonst aber hören wir wohl; "I didn't get to go to meetin." Und nicht nur auf die Wahl der Worte erstreckt sich dieser Unterschied sondern auch auf die Aussprache. Der gewöhnliche Mann sagt überall: I'm goin' to do it; bisweilen aber nimmt er sich zusammen und sagt: I am going, und da er nicht weiss, wie weit diese-ing=Aussprache des korrekten Englisch eigentlich reicht, so geht er auch wohl zu weit darin, und liefert gelegentlich ein Bosting, oder eggs and baking und ähnliche Formen.

Solche Beispiele liessen sich leicht haufenweise beibringen, doch wollen wir uns nicht bei Kuriositäten aufhalten, sondern lieber der Sache auf den Grund gehen. Jener Unterschied in der Sprache des einzelnen Menschen findet seine Begründung in dem Wesen der Sprache überhaupt. Bei der ursprünglichen Entstehung und der Entwickelung der Sprache sind nämlich besonders zwei mächtige Motive wirksam, die hier in Betracht kommen.

*Public lecture given at the University of Indiana in 1893 or 1894.

Die Sprache ist einerseits der natürliche Ausdruck, der mechanische Reflex innerer Vorgänge, Eindrücke, Empfindungen. Als solcher ist sie in der einen oder der anderen Form allen Lebewesen gemein. Wenn der Mensch, bei plötzlichem Schreck, zusammenfährt mit einem "Ha," so ist dieser Laut zunächst nur das Resultat der instinctiven Spannung und Abspannung gewisser Muskeln, speciell derjenigen, welche die Lungentätigkeit und die Stimmbänder regulieren. Und dieser Laut ist seiner Natur nach nicht verschieden von demjenigen, den unter gleichen Umständen der Hund, oder irgend ein anderes Tier ausstösst. Ja, er ist andererseits nicht wesentlich verschieden von den übrigen Anzeichen des Schreckens, dem Verzerren der Gesichtsmuskeln, dem Zurückprallen, und anderen Begleiterscheinungen und Resultaten der Furcht, nur dass die letzteren unser Auge oder andere Sinne treffen, während der Laut von dem Ohr vernommen wird; und in diesem Sinne können wir sagen, dass jedes Lebewesen seine Sprache hat, in so fern es auf äussere Eindrücke in irgend einer Weise reagiert. Sodann wird aber bei den höheren Lebewesen, und vorzüglich bei dem Menschen, die Sprache das vornehmste Mittel zu gegenseitiger Verständigung, sie dient dem Zwecke beabsichtigter Mitteilung.

Dieses Zweckhafte, die Absicht der Mitteilung haben bedeutende Sprachphilosophen als das eigentliche Merkmal der *menschlichen* Sprache ansehen wollen, gegenüber den absichtslosen Naturlauten der Tiere. Doch lässt sich die Unterscheidung nicht durchführen, sie beruht nicht auf der Natur der Dinge. Man kann den Tieren nicht den Zweck der Mitteilung absprechen, und andererseits hat auch bei dem Menschen die Sprache nicht aufgehört, der absichtslose Ausfluss innerer Vorgänge zu sein, sowohl wie das Mittel zu beabsichtigter Mitteilung. Meist ist sie sowohl Ausdruckssprache wie Mitteilungssprache, und nach verschiedenen Umständen, und nach verschiedenen Arten und Abstufungen der Kultur überwiegt das eine oder das andere Motiv. Das Kind, der Gefühlsmensch, der Naturmensch plaudern und plappern vor sich und für sich hin, um sich auszusprechen, gleichgültig welchen Eindruck sie damit machen, und

auch dem gebildeten, erfahrenen Manne entschlüpft gar manches Wort, welches lediglich der absichtslose, unbedachte, ja unfreiwillige Ausdruck innerer Vorgänge ist. Doch spielt der Regel nach der andere Faktor, die Absicht der Mitteilung seine wichtige Rolle; und bei dem klugen, welterfahrenen Kulturmenschen überwiegt derselbe mehr und mehr. Der vollendete Diplomat spricht nicht, weil ihm so oder so zu Mute ist, sondern nur, auf den Hörer diesen oder jenen Eindruck zu machen. Von dieser "Eindruckssprache" der Diplomatie gilt denn auch in hohem Grade, was der schlaue Politiker Talleyrand von der Sprache überhaupt sagte: sie ist da, um unsere Gedanken zu verhehlen. Im übrigen ist natürlich Talleyrand's Ausdruck eine arge Übertreibung, die eben nur auf ihren eigenen Urheber das gehörige Licht wirft, nach dem alten Satz: Judex judicio praedicitur.

Ganz im Gegensatz dazu erkennt die schönere volkstümliche Auffassung in der Sprache den unmittelbaren Ausdruck der Gedanken, ja sie hält beides, Sprechen und Denken, für gleichbedeutend, und bezeichnet es häufig mit einem und demselben Worte. So zum Beispiel entspricht unserem Worte Rede das lateinische ratio, welches "Erwägung," "Grund" bedeutet; so steht das italienische Wort discurso zugleich für Rede, Discurs, und für Begründung; das griechische λόγος heisst zugleich Wort und Gedanke, Sinn. Wir sagen im Deutschen: er meinte, er könnte nicht kommen; wo "er meinte" eigentlich bedeutet; "er sagte." Es wird manchem unter Ihnen bekannt sein, dass Max Müller hierin einen Beweis dafür erblickt, dass Sprache und Gedanken in der Tat identisch seien. Das ist eben einer von den vielen Trugschlüssen Max Müllers. In Wirklichkeit deutet diese schöne volkstümliche Auffassung nur auf den Grundcharacter des Volkes selbst, wie bei Talleyrand. Sie beweist so wenig die Identität von Sprechen und Denken, wie Talleyrand's bon mot als Beweis für die Gegensätzlichkeit der beiden gelten darf. Wir sehen eben, die Sprache wird von den verschiedenen Menschen und Menschenklassen verschieden aufgefasst, wie sie verschieden gebraucht wird; in der Tat ist sie beides zugleich, Ausdruckssprache und Mitteilungssprache.

Fragen wir nun, wie diese beiden Motive unsere Sprache beeinflussen, so können wir kurz sagen, unsere Rede hängt einerseits von dem Sprecher, anderseits von dem Hörer ab. Als Ausdruckssprache, als Ausfluss innerer Vorgänge, hängt sie eben von diesen Vorgängen, also von dem Zustande des Sprechers ab. In der Tat wissen wir ja Alle, dass jede Gemütsstimmung, jede Leidenschaft, sich nicht nur in Worten, sondern auch, und ganz besonders, in der Tonart, im Rhythmus, in der Aussprache verrät. Auch wo wir gar keine Worte verstehen, können wir meist schon an der Sprechart erkennen, ob ein Mensch aufgeregt oder ruhig, ob er zornig oder freundlich ist, ob er befiehlt oder droht oder bittet oder fragt, ob er sich seiner Sache sicher fühlt oder nicht. Der physiologische Zusammenhang zwichen der inneren Erregung und der Sprechart ist noch lange nicht im Einzelnen aufgehellt; aber dass er existiert, ist klar. Am deutlichsten tritt das wieder bei dem Kinde hervor, und bei dem an keine Selbstbeherrschung gewöhnten Naturmenschen; bei ihnen merken wir gewöhnlich, wie sie es meinen, selbst wenn sie es mit Worten zu verbergen suchen. Sogar in den Einzelheiten der Articulation der Laute macht sich die Stimmung des Sprechenden geltend.

Es ist bekannt, dass im Deutschen die weiche, lyrische Stimmung zu geschlossenen Vokalen neigt: "ich will nun gehn, auf Wiedersehen:" während das Heroische, das Harte, Feindliche mehr offene Laute hervorbringt; "Ich gehe nun, lebt wohl, auf Wiedersehen:" Wer erkennt in dem "Lebt wohl" nicht eine Drohung? Auch fällt uns hiebei die meisterhafte Verwertung dieses Motivs aus Richard Wagner's Nibelungen ein. Siegfried, der blühende, sonnige Held hat den Drachen Fafnir erschlagen und sich in seinen Blute gebadet. Wie er mit der noch blutigen Hand die Lippen berührt, wird er dadurch der Vogelsprache und aller Naturlaute kundig; und nun erkennt er in den Worten seines Feindes, des Zwerges, die Drohung und den Hohn, so sehr sich dieser auch bemüht, ihm zu schmeicheln. Er findet den rechten Ausdruck nicht; Siegfried versteht seine Worte in ihrer wahren Bedeutung; der Zwerg verrät sich wider Willen. Und

nun andererseits die Sprache als Mitteilung: Da kommt es vor allem darauf an, dass wir von dem Hörer vollkommen und ohne Zeitverlust verstanden werden, und daher eben richten wir unsere Rede nach unserem Hörer ein. Am Handgreiflichsten tritt das hervor zwischen Angehörigen verschiedener Nationalsprachen. Mit einem Engländer, der eben kein Deutsch versteht, müssen wir Englisch reden, mit einem Franzosen Französisch und sofort. Doch auch innerhalb derselben Nationalsprache spricht der Mensch immer bis zu einem gewissen Grade die Sprache seines Hörers. Wenn der Arzt mit seinen Kollegen einen gewissen Fall bespricht, so gebraucht er technische Ausdrücke der Medicin, denn die sind die exaktesten und den anderen geläufig; wendet er sich zu seinem Patienten, so spricht er die Sprache des Volkes. Der Gelehrte drückt sich über denselben Gegenstand anders aus in einer Fachzeitschrift, anders in der Gartenlaube, anders vor seinen Studenten. Und wie schon erwähnt, der Mann nennt seine Frau Mama, wenn er zu den Kindern spricht; er spricht ihre Sprache; ja, zu ganz kleinen Kindern spricht auch der würdigste Greis wohl mit der hohen Kopfstimme der Kindersprache; und in der Erziehung, beim Unterricht ist es eines der Grundgesetze, dass der Lehrer sich immer möglichst in den Anschauungskreis seiner Zöglinge hineinversetzen, dass er ihre Sprache reden soll. Ebenso geht es überall im Leben, wenn einer den anderen zu etwas überreden, wenn er auf ihn einen bestimmten Eindruck machen will. Natürlich geschieht es nicht immer in bewusster Weise, sondern, wie das Sprechen überhaupt, mehr unbewusst, aber gerade darum nur um so konsequenter. Es ist eine im Laufe der Jahrtausende angeerbte, und instinktiv gewordene Tendenz, die, wie wir sehen, in dem Zwecke, Zeitverlust und Missverständnis zu verhüten, ihre volle Begründung findet.

Und wohin führen nun diese beiden Einwirkungen, der Einfluss von innen und derjenige von aussen her? Als Ausdruckssprache nur vom Individium, dem Sprecher selbst beeinflusst, neigt die Sprache natürlicher Weise zur Individualisierung, zur Differenzierung; denn jedes Individuum ist ein wenig anders

geartet als alle andern. Als Verkehrsmittel aber unterliegt unsere Sprache dem nivellierenden Einfluss von allen Seiten her. Nicht nur richtet sich der Sprecher nach seinen Hörern, sondern auch in dem Gehirne des Hörers werden die Lautbilder dem Gehörten angeglichen, und das Resultat dieses allgemeinen, gegenseitigen Sichanpassens ist möglichste Gleichheit. Nun liegt aber, wie erwähnt, der Zweck der Mitteilung an bestimmte Personen beim gewöhnlichen Sprechen meistens vor; selbst wenn wir allein sind und an etwas denken, und die Lautbilder der betreffenden Wörter nacheinander in unserem Gehirn erregt werden, so haben wir häufig bestimmte Personen im Sinne, an die sich unsere stumme Rede richtet. Kein Wunder also, dass der Verkehr, die Sprachgemeinschaft, überall den eigentlich nachhaltigen Einfluss auf die menschliche Sprache ausübt. Nur wirkt die gegenseitige Beeinflussung nicht überall gleich stark. Je mehr Sprecher und Hörer von vorne herein einander gleich oder ähnlich sind, je mehr Beider Sprache von Natur dieselbe ist, um so mehr kann der Sprecher seinem eigenen Naturell folgen und doch dem Hörer gemäss reden. Unter Geschwistern oder Freunden, die zusammen aufgewachsen, zusammen zur Schule gegangen sind und mannigfache Erfahrungen mit einander gemein haben, herrscht natürlicher Weise die vollste Vertrautheit mit allen Eigentümlichkeiten des Einzelnen: daher dürfen auch in der Sprache diese Eigentümlichkeiten gebraucht werden. Dazu kommt, dass gerade im naiven, intimen Verkehr der freie Ausdruck innerer Vorgänge am meisten am Platze ist. Auch daher macht sich der individualisierende Charakter der Sprache als Ausdrucksmittel hier am meisten geltend. Anders bei dem Verkehr mit Fernerstehenden, mit Fremden. Da ist der Unterschied der natürlichen Redeweise ein grösserer, und um diese grössere Distance zu überbrücken, muss der Sprecher sowohl wie der Hörer mehr aus sich selbst heraustreten, müssen individuelle Eigentümlichkeiten zurücktreten; denn diese dürften unbekannt, unverständlich, irreführend sein. Ausserdem scheut sich der Mensch im öffentlichen Leben, seinen inneren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, das Gemütsleben tritt in den Hinter-

grund, gegenüber dem Verstandesleben, und schon deswegen überwiegt beim öffentlichen Verkehr der nivellierende Charakter der Sprache als Mitteilungssprache. Natürlich kommen hier alle denkbaren Abstufungen vor; je vielseitiger und je formeller der Verkehr sich gestaltet, um so mehr wird die Sprache alles Zufälligen, Individuellen entkleidet, um so mehr gestaltet sie sich zur *Nationalsprache.* Und so sehen wir denn, wie sich gegenüber der naiven Umgangssprache des vertrauten Verkehrs, gegenüber der local begrenzten Volksmundart durch das Bedürfnis des öffentlichen, des literarischen Verkehrs, die Gemeinsprache, die Schriftsprache ausbildet.

Nachdem wir also die hauptsächlichen, psychologischen Grundbedingungen dargelegt haben, können wir noch ein Mal zusammenfassend sagen, eine Schriftsprache bildet sich gegenüber der örtlichen Volksmundart überall da, wo der öffentliche Handel und Wandel die Angehörigen verschiedener Volksmundarten in regen Gedankenaustausch und sprachlichen Verkehr miteinander bringt. Dabei ist aber das Resultat nicht immer ein Gemisch aus allen Einzelmundarten, eine Art Kollektivbild derselben. Eine solche Mischung tritt ein bei dem Entstehen einer höheren Umgangssprache innerhalb eines beschränkteren Sprachgebietes: und selbst hier überwiegt natürlich der Einfluss der höheren gebildeten Stände. Dann aber, bei der weitern Ausbreitung dieser Normalsprache, bei ihrem Eindringen in andere Dialektgebiete geht die Sache anders zu: wie überall, wo ein grösseres, einheitlich Geordnetes, einem Geringeren, Regellosen, Zersplitterten gegenüber tritt, muss das letzere weichen; die nach festen, wohlbekannten Gesetzen geregelte Schriftsprache dringt einfach in andere Gebiete über, ohne durch die dort heimischen Mundarten *wesentlich* verändert zu werden. Ganz ohne gegenseitige Beeinflussung geht es allerdings auch nicht zu, und wiederum sind allerlei Abstufungen möglich.

In Belgien herrscht das Französische als Schriftsprache, während die Volksmundart, das Flämische, dem germanischen niederdeutschen Sprachstamme angehört. So war auch in Elsass-Lothringen, nachdem es durch Ludwig XIV. und seine Reunions-

Kammern dem Deutschtum entrissen, das Französische als Schriftsprache eingeführt worden, und hatte sich festgesetzt und verbreitet gegenüber den heimischen Mundarten deutscher Zunge. So besteht in den polnischen Provinzen Preussens, in Posen und zum grossen Teil in West-Preussen das Polnische noch als die Sprache des niederen Volkes und der wenigen Adelsfamilien, die noch dort wohnen, während das Deutsche sich als Schriftsprache, als Amtssprache, als Sprache des höheren Verkehrs eingebürgert hat.

Von Sprachmischung kann da nur in geringem Masse die Rede sein, und jedenfalls ist es nicht sowohl die Schriftsprache als die Volksmundart, welche die stärkere Beeinflussung erfährt. Es wird manchem unter Ihnen persönlich bekannt sein, dass das Alemannische in Strassburg, das im Mittelalter die edelsten Blüten deutscher Dichtung zeitigte, heutzutage recht stark mit französischen Brocken durchsetzt ist.

Und wir dürfen gar nicht so weit gehen, um treffende Beispiele der Art zu finden. Wir bemerken denselben Vorgang hierzulande innerhalb der deutschen Sprachinseln. Überall, wo breitere Volksmassen sich niedergelassen haben, und wo deutsche Schulbildung und Erziehung vernachlässigt wird, wo also das Englische nicht der deutschen Schriftsprache, sondern einzelnen deutschen Mundarten gegenübersteht, da entwickelt sich bei dem Volke leicht eine Mischsprache, von der sich schwer sagen lässt, ob sie überhaupt Deutsch oder Englisch ist. Das Englische dagegen, das heisst, die gesammte englische Schriftsprache wird dadurch kaum merklich afficiert. Nur sehr wenige Germanismen haben bisher auf diesem Wege in das Englische Eingang gefunden. Ja, die Schriftsprache wird gerade auf solchen kolonisierten Gebieten mit besonderer Reinheit gesprochen. Es ist nämlich ein allgemeiner Erfahrungssatz und eine Tatsache, die sich ja auch leicht begreifen lässt, dass die Schriftsprache um so korrekter gesprochen wird, je mehr sie von der Volksmundart verschieden ist. Wir bemerken das in grossem Massstabe besonders in Frankreich und in Deutschland. Beide Länder sind ja von Hause aus doppelsprachig. Im Süden von Frankreich ist

das Provenzalische heimisch, welches dem Italienischen wenigstens ebenso nahe steht wie dem eigentlichen Französischen. Im 11ten und 12ten Jahrundert war es durch die Dichtungen der Troubadours in Nordfrankreich, Italien, Spanien als die eigentliche Sprache der höfischen Lyrik zu ungemeiner Beliebtheit gelangt. Durch die unglücklichen Albigenser kriege (1209-29) wurde diese Blüte jäh abgebrochen; das Provenzalische hört auf, als Schriftsprache gebraucht zu werden. Das Nordfranzösische dringt allmählich ein; und heutzutage rühmt sich der Süden Frankreichs einer grammatisch richtigeren französischen Sprache, als der Norden, aus dem diese Sprache doch stammt.

Ahnlich in Deutschland. Der Norden ist von Hause aus niederdeutsch, das Hochdeutsche bricht sich erst durch und nach Luther allmählich Bahn; und noch jetzt gibt es Gegenden, in denen auch die Gebildeten sich gerne in ihrer eigentlichen Muttersprache, dem Niederdeutschen, unterhalten. Daneben aber wird gerade auf diesem Kolonisationsgebiete das buchstäblich genaueste Hochdeutsch gesprochen. Der Grund dieser Erscheinung liegt auf der Hand. Es ist leichter, sehr verschiedene Dinge auseinander zu halten, als sehr ähnliche. Im südlichen und mittleren Deutschland, wo die Schriftsprache wesentlich erwachsen ist, sind die Volksdialekte immer noch der Gemeinsprache so nahe stehend, dass gar leicht, und ohne bei dem ungeübten Ohr Anstoss zu erregen, einzelne Dialekteigentümlichkeiten sich in die gebildete Umgangssprache einschleichen können. Bei dem Norddeutschen ist das nicht der Fall; er spricht entweder plattdeutsch oder hochdeutsch; sein Plattdeutsch lässt sich nicht so leicht ins Hochdeutsche hineinarbeiten. Noch weiter geht die mechanisch reine Aussprache bei den Deutsch-Russen, in den russischen Ostsee-Provinzen. Da steht überhaupt keine deutsche Mundart dem Hochdeutschen zur Seite. Nur die Gebildeteren sprechen deutsch, und so richtet sich denn auch dort mehr als anderswo die Sprache nach dem Buchstaben der Schrift. Man unterscheidet da z.B. zwischen Haide-heath, und Heide-heathen, zwischen dem ai in Kaiser und dem ei in

heiser; man spricht Doppelkonsonanten wo dieselben geschrieben werden: "bi*tt*e reichen Sie mir die Bu*tt*er." Alles gegen die lebendige, geschichtliche Entwickelung der Deutschen Sprache. Das führt uns dazu, die Lebensbedingungen und etwaigen Veränderungen einer Schriftsprache an sich zu betrachten.

Ihrem Princip nach ist die Schriftsprache zur Stabilität geneigt. Auf beschränktem Gebiete durch den mündlichen und literarischen Verkehr der Gebildeteren entstanden, ist sie in ihrer Ausbreitung im Allgemeinen etwas Fremdes, durch den Schulunterricht und andere Faktoren Eingeführtes, sie ist nach festen Gesetzen und Normen geregelt, und doch ist auch sie, wie alles Menschliche, dem Wechsel untertan; sie ist nicht ganz unveränderlich, obwohl weit konservativer als die Volksmundart und sie ist nicht überall ganz dieselbe.

Was zunächst die Aussprache betrifft, so ist es schwer, dieselbe überhaupt zu regeln. Sie lässt sich nicht leicht schriftlich fixieren, beschreiben, und so aus Büchern lehren und lernen. Nach der blossen Beschreibung von Lauten kann kaum der Fachgelehrte sich die Aussprache eines fremden Idioms aneignen, viel weniger der Laie. Die Aussprache muss man persönlich, durch das Gehör, lernen. Es stehen also die einzelnen Landesteile nicht unter genügender Kontrolle; und von Natur neigt natürlich ein Jeder dazu, eine jede Sprache mit den vertrauten Lauten seiner heimatlichen Mundart auszusprechen. Im südlichen Baden, und mehr noch in der Schweiz, auf dem ganzen alemannischen Gebiete, sind die rauhen, hinteren Kehllaute heimisch. Da sagt man icch, denkche, aucch, die Kchilkche; Kchind, und so wird dieser *ch*-Laut auch in das Schriftdeutsch übertragen. Dagegen sind dem nordöstlichen Deutschen die ganz vorderen Palatallaute eigen: ich, Kind, kein. Und schon an dieser Eigentümlichkeit erkennt man leicht den West-und Ost-Preussen. Beide, der Allemanne und der Preusse, entfernen sich also in entgegengesetzten Richtungen unwillkürlich von der Norm kein, Kind; und der Unterschied zwischen diesen äussersten Gegensätzen ist schon ein ganz beträchtlicher. Beispiele liessen sich wieder aus allen Gegenden massenweise beibringen;

doch gehen wir weiter: In dem *Wortschatz* ist ein Eindringen fremder Bestandteile nicht ganz so leicht; denn Literatur, Grammatik, Wörterbuch wirken hier mit grösserem Erfolge normalisierend. Und doch bürgern sich vereinzelte Dialektausdrücke in der Schriftsprache ein. Von vielgelesenen Schriftstellern gebraucht, oder auf dem Wege des Handelsverkehrs, oder als technische Spezialausdrücke eingeführt, tragen sie fortwährend zur Bereicherung und Auffrischung der Schriftsprache bei. Aus dem Niederdeutschen haben wir z. B. echt, Schlucht, lichten, Tau, Boot, lecken; aus dem Oberdeutschen Senne, Lawine. Sobald aus irgend welchen Gründen dieser natürliche Quell, der Zufluss aus den Volksmundarten vertrocknet, sobald die Schriftsprache nicht mehr aus der echten natürlichen, lebendigen Rede des Volks schöpfen kann, hört sie selber auf lebensfähig zu sein; sie mag dann, durch ausserordentliche Umstände begünstigt, noch lange ihr Dasein fristen, aber sie kann ihren Zweck nicht mehr ganz erfüllen, und muss schliesslich absterben. So verlor das Lateinische allmählich seine Herrschaft als Weltsprache, da es, durch keine Mundart neu belebt, immer mehr schulmässig erstarrte und den neuen Lebensbedürfnissen nicht Genüge tun konnte.

Es dürfte von Interesse sein, einen Blick zu werfen auf den Charakter, auf die verhältnissmässigen Vorzüge und Schwächen von Schriftsprache und Volksmundart. Allgemein dürfen wir sagen, eine jede gehört mit gutem Rechte in den Bereich, in dem sie entstanden ist. Die Schriftsprache entspringt dem öffentlichen nationalen Verkehr, sie dient den Bedürfnissen desselben, sie ist ihm unentbehrlich. Die Mundart genügt dem intimeren lokalen Verkehr, sie steht der natürlichen Ausdruckssprache näher, und daher hat sie Vorzüge und Schönheiten, die der eigentlichen Gemeinsprache fehlen. Sie ist die Sprache der innigen Empfindungen, der Poesie. Die naive Volksmundart kommt von Herzen und geht uns zu Herzen. Eine Reihe der liebsten Dinge, der trautesten Beziehungen lernen wir zuerst in ihr kennen und benennen. Sie ist am meisten ein Teil von uns selbst: Was Wunder, dass wir gerne und unbewusst zu ihr

zurückkehren, wenn wir im Grunde unseres Herzens erregt und bewegt sind! Eine fremde Sprache und Literatur mögen wir bewundern, uns an ihrer Schönheit weiden, und aus ihrem Adel mag ein segensreicher Einfluss auf uns überströmen, aber am tiefsten und ergreifendsten berührt und rührt uns immer doch der Mutterlaut. So wählen echte Dichter häufigihre heimische Mundart und drücken sich lieber darin aus als in der Schriftsprache, obwohl die Letztere viel grössere Verbreitung, viel weiteren Ruhm, viel mehr praktischen Erfolg verspricht! Es ist das nicht blosse Laune, nicht unverständige Willkür, sondern tief im Wesen der Volkssprache, als Ausdruckssprache, begründet. Welcher Norddeutsche möchte seinen Fritz Reuter entbehren, welcher Alemanne seinen Hebel, welcher Schotte seinen Burns welcher Hoosier seinen Riley!

Ja, in der Poesie nähert sich die Schriftsprache dem Volkstone, sie entleiht gern der Mundart ihre herzigen, innigen Weisen und Worte. Das sicherste Zeichen des wahren Dichters ist immer das Einfache, Edle, das Natürliche, das Volkstümliche. Ganz besonders volkstümlich ist stets das Epos und echte Lyrik, bei dem Drama kommt es auf die allgemeine Sphäre an, in der das Stück spielt. Wir erwarten und finden in dem zweiten Teile von Goethes Faust weniger volkstümliche Elemente als in dem ersten. Überaus lehrreich ist ein Vergleich der herrlichen Liebesszenen, der Gretchentragödie im ersten Teil, der Helenaepisode im zweiten. In beiden ist die Liebe, und die Sprache derselben gleich wahr. Im ersten Teile haben wir *die innigsten Empfindungen* vom *Sonnenlicht der jungen Liebe zuerst wachgeküsst;* im zweiten *die reichste vollendetste Bildung* von *seliger Leidenschaft durchglüht.*

Es ist interessant zu beobachten, wie die relativen Eigenschaften der Mundart und der Schriftsprache von dem Volke selbst und von verschiedenen Dichtern abgeschätzt, und wie beide zum Teil humoristisch, zum Teil in recht gehässiger Weise nebeneinander verwertet werden. Der hochdeutsche Dichter gebraucht Dialekte gelegentlich, um Personen aus dem Volke zu schildern, und es haftet da den einzelnen Dialekten einerseits et-

was Rührendes, andrerseits aber auch etwas durchaus Komisches an. So macht sich ganz Deutschland gerne über den singenden Ton des Sächsischen und über die sächsische Gemütlichkeit lustig. Daher kommt es wahrscheinlich, dass der Sachse mehr wie irgend ein anderer Deutscher jede Bezugnahme auf seine Aussprache empfindlich ablehnt. Einen köstlichen, echt humoristischen Eindruck macht der Mensch, der nicht seine natürliche, sondern die andere Sprache zu reden versucht! Ich erinnere nur an Fritz Reuter's Onkel Bräsig. Ein gelungenes Pendant dazu auf dem Gebiete der Malerei ist Defregger's Salontyroler. Auch der Volksmund berichtet manch hübschen Scherz, in dem Mundart und Schriftsprache in humorvoller Weise einander entgegentreten. Bisweilen spielt in der Volksdichtung der Hochdeutsche eine recht üble Rolle, so besonders in der bekannten Darmstädter Lokalposse, dem Datterich.

In anderen, mehr praktischen Beziehungen hat die Volkssprache ihre Vorzüge, die wir ungern vermissen würden. In ihr ist uns der ganze Schatz echter Volkspoesie aufbewahrt; alle die Lieder und Sprüche und Märchen und Erzählungen, die, von grauer Urzeit von unseren Vätern ererbt, einen beträchtlichen Teil unserer Nationalliteratur ausmachen und viel zur Aufhellung alter vaterländischer Geschichte und Mythologie beitragen. Auch rein sprachlich sind die Dialekte von Wichtigkeit. Die ungestörte Natürlichkeit ihres Wachstums macht sie dem Philologen wertvoll, nicht nur wo es sich um die Einzelgeschichte unserer Muttersprache handelt, sondern auch bei der Gewinnung richtiger sprachgeschichtlicher Anschauungen und philologischer Methodik. Die vergleichende Sprachwissenschaft verdankt ihre gesunden Prinzipien und ihren gewaltigen Aufschwung ganz besonders der Beobachtung und dem liebevollen Studium lebender Mundarten. Sie sind der naturwüchsige Baum des Waldes, während die Schriftsprache mehr dem zugestutzten und künstlich gepflegten Gartenbaum entspricht. Der letztere ist nützlicher, der erstere aber sowohl poetischer als auch dem Botaniker wichtiger. Es liessen sich hier viele Beispiele anführen, welche diese Bemerkungen beleuchten und be-

weisen würden. Hier nur noch eine Bemerkung zu Gunsten der Schriftsprache, die wir nicht unterdrücken dürfen. Wir wissen, dass die Normalsprache, ein wohlorganisiertes einheitliches Ganzes, weit mächtiger ist als die vereinzelte Mundart und daher im Kampfe um neues Gebiet stets den Sieg davonträgt. Als Beispiele mögen die Schweiz und auch Tyrol dienen; das Deutsche weicht zurück gegenüber dem Französischen in der Schweiz, dem Italienischen in Tyrol. Das kommt natürlich nicht daher, dass jene Sprachen kräftiger, lebensfähiger, überlegen sind; sondern es liegt daran, dass die deutschen Bewohner, teils aus kleinlichem Partikularismus, teils aus Unwissenheit die deutsche Schriftsprache nicht hinlänglich pflegen, während die fremden importierten Sprachen korrekter gesprochen werden. Ähnlich geht es auch in Pennsylvania zu. Dort wohnen Deutsche in grosser Anzahl, die noch Jahrhunderte lang alle Vorteile deutscher Kultur sich erhalten könnten, neben denen, die ihnen durch das Englische von selbst zufliessen, wenn sie sich der korrekten deutschen Sprache befleissigen wollten. Und deren brauchten sie sich nicht zu schämen, wenn sie nicht ungebildete Dutchmen, sondern gebildete Amerikaner deutscher Art wären. Überall, wo es gilt, den Zusammenhang mit der Blüte deutschen Lebens, deutscher Kunst, deutscher Literatur zu wahren, da ist es von höchster Wichtigkeit, den Adel, die Reinheit der Schriftsprache mit Würde zu pflegen, zur Einheit zu streben, sich vor kleinlicher Zersplitterung zu wahren, denn hier wie überall gilt das Wort: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.